Er wandte sich von dort noch weiter südlich zu den Ufern des Segura nach Murcia, dem letzten Herrschersitz der Mauren, und da ihn die einstige Verbindung des gotischen und maurischen Geistes beschäftigte, die noch in der Baukunst und in Resten des völkischen Lebens sichtbar war, lockte es ihn, dem Ursprung dieser seltsamen Mischung im mohammedanischen Norden Afrikas nachzugehen, doch ein Zufall verhinderte die Überfahrt und er kehrte nach Paris zurück.

3. KAPITEL: DER ERSTE GEFÄHRTE UND DAS ERSTE WERK

ZU Beginn des Winterhalbjahres 1889 reiste George nach Berlin, um an der Friedrich-Wilhelms-Universität die Vorlesungen über Sprach- und Literaturkunde zu hören. Er fand auch dort keinen Lehrer, dem er sich näher hätte anschließen mögen, aber ein freundlicher Zufall führte ihm in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der fremden Stadt seine jungen mexikanischen Freunde wieder in den Weg. Mit ihnen verlebte er einige Monate herzlicher Freundschaft. Sie durchstreiften gemeinsam die große Stadt und lernten auf weiteren Wanderungen die kargen Reize des märkischen Landes kennen. Am liebsten war ihnen Potsdam, wo noch der Geist und das bitterstolze Gedächtnis des großen Königs den Park von Sanssouci belebte. Ohne seine Freunde hätte George diese Stätten damals kaum gesucht. Hier im nordöstlichen Deutschland wurde der ganze Reiz der Pariser Dichtergemeinschaft erst quälend lebendig. Der hohen Lautkunst des Westens, der klaren und beschwingten Form ihrer rhythmischen Gefüge, der gepflegten und aufreizenden Melodik ihrer Tonfolgen stand in der Heimat die schwächliche Reimerei der Spätlingsschule oder das eben beginnende zuchtlose Gerede der Naturalisten gegenüber. Die deutsche Sprache schien sich zu verzerren und in leerem Getöne oder häßlichen Zweckformen unterzugehen. Die Unmöglichkeit, in ihr den dichterischen Ausdruck für die Bilder und Klänge zu finden, die ihn erfüllten, drängten George in eine quälende Einsamkeit zurück, aus der die heitere und herzliche Beweglichkeit der Südländer ihn nur äußerlich löste. Ja die vollen wohlklingenden Laute, welche ihm täglich aus den geliebten Mündern entgegenklangen, vermehrten eher das brennende Gefühl der Ohnmacht, weil er die spanische Sprache damals für die schönste und geeignetste hielt, in der gehobene Formgebilde zu schaffen wären und die deutschen Laute peinigten ihn geradezu. Wie er in Frankreich schon französische Verse gemacht hatte, versuchte er sich jetzt in fast allen Sprachen, bis er zuletzt in der übersteigerten Not des inneren Ausdruckswillens auf die ersten jugendlichen Regungen seines sprach-

lichen Schöpfertums zurückgriff und sich eine eigene von jener ersten ganz verschiedene Sprache erfand, die dem inneren Lautgefühl entsprechen sollte. In dieser Lingua Romana, die neben den lateinischen wesentlich spanische Wort- und Klangformen hatte, dichtete George die ZEICHNUNGEN IN GRAU und die LEGENDEN, ohne freilich ihr inneres Tonbild von der Muttersprache trennen zu können, in die sie bald umgeschrieben wurden.

Die Erlebnisse der spanischen Reise waren vorerst noch in eine scheu behütete Heimlichkeit zurückgesunken. Die ZEICHNUNGEN IN GRAU geben eher Kunde von den Kämpfen des leidenschaftlichen Blutes, das nach Gesellung drängt, vom trotzigen Willen einer keuschen Selbstbehauptung und Bewahrung des jungfräulichen Zaubergürtels: besinnliche Augenblicke einer jungen Seele, triebhafte Erschütterungen eines jungen Leibes: Drang nach höherer Erhebung, Zwang eines sinnlichen Bildes, Lust zur Selbstzerstörung, Neugierde nach unerhörten Lastern, aber über allem ein seltsam sicheres Wissen, daß eines bewahrt und nicht in die Triebsphäre gezogen werden darf: das heilige Wort. Selten biegsam, eher spröde und widerstrebend sucht die Sprachform diese Lockungen und Lockerungen zu meistern, sie ist völlig gelöst von jeder bisherigen Überlieferung und Übereinkunft: weder goethisch noch heinisch, weder epigonisch noch naturalistisch, hat weder strenge Metren noch freie Rhythmen. Sie ist fast Prosa, aber von einem inneren Schrittmaß bewegt, ist fast nüchterne Benennung der inneren und äußeren Vorgänge, aber von einem stechenden Brennen durchsetzt, nirgends leichtes Spiel, nirgends zierliche Künstelei noch falscher Schmuck. Wenn etwas darin die Luft von Paris verriete so ist es der Gehalt wie etwa im Gedichte PRIESTER, das man nur dort entstanden denken kann, sonst ist der Einfluß der Symbolisten in diesen Gedichten kaum erkennbar.

Gegenüber den ZEICHNUNGEN IN GRAU neigen die LEGENDEN gradweise einer strengeren Formung zu. Das Gesamtgefüge gliedert sich noch in ungleichen Strofen, das Maß in der ersten und zweiten Legende ist noch ein bewegter vierhebiger Vers mit wechselnden Senkungen und beliebigem stumpfen oder tönenden Schluß. In der dritten Legende dagegen taucht schon der strenge fünffüßige Blankvers auf, der später in der vierzeiligen gereimten Strophe das bevorzugte Maßgebilde Georges werden sollte. Hier ist er noch in freien Gruppen verwendet, reimlos wie überhaupt alle Gedichte der ZEICHNUNGEN und LEGENDEN, aber in dieser Freiheit weder an die frühen Rhythmen Goethes noch die späten Hölderlins gemahnend. Es ist eine besondere nie gehörte und nie wiederkehrende Weise des Dichters, in der er sich vom Früheren löste und noch den eigenen Ton

nicht fand, in der schon die Worte aus ihrer gewohnten Fügung, ihrem Gemeinplatz gerissen wurden, aber den befreiten noch kein eigener Klang- und Bildraum gegeben werden konnte: es ist ein Schweben und Prüfen, ein Aufbruch-Wagnis, halb zaghaft, halb trotzig, in Sinn und Ton ein Abschiednehmen von alter Welt und zugleich von der eigenen Knabenzeit. Noch schwanken die Gebärden zwischen Stille und wildem Ausbruch, zwischen Verzicht und Begier, geweihtem Bezirk und offenem Sinnenplan: In der ersten Legende ein Zweifel an der Reinheit der Geliebten, der als Frevel, als lieblose Selbstentweihung mit freiwilligem Tode gebüßt wird, in der zweiten mit Waffen- und Liebesweihe der Abschied von der herrischen Einsamkeit und stolzen Selbstgenügung der Knabenzeit, in der dritten Flucht und Aufbruch in die gefährliche Welt aus der Enge und Ruhe überlieferter Heilslehre und toten Wissens, von Führern und Formeln, denen der Jüngling entwachsen ist. Mit dem Willen, für den gewissen Frieden die Bahn ins Ungewisse, für die stillen Freuden Lust und Leid des Kampfes einzutauschen, treibt es ihn auf:

> Der alten toten weisheit zu entraten
> Bis ich die lebende erkannt: der leiber
> Der blumen und der wolken und der wellen.

Die ersten drei Jahrsieben waren vollendet, der Mündiggewordene trat über die Schwelle und begann den eigenen Weg. Die befreundeten Fremdlinge ahnten nichts von der dichterischen Not Georges, sie suchten den Grund seiner Unbefriedigtheit auf einer anderen Seite des Lebens und mühten sich auf alle Weise, ihn für ihre Heimat zu gewinnen: „drüben" habe er größere Möglichkeiten Macht und Reichtum zu erwerben, dort könne ein Mensch seiner Art viel leichter seine Tatkraft entfalten als im engen Deutschland! George hat einen Augenblick geschwankt, aber er hatte sein Ziel schon nach anderem gesteckt als Macht und Reichtum, und schon war eben der deutsche Gefährte an seine Seite getreten, der über die Fremden hinaus eine geistige Gewalt in ihm erkannte: Karl August Klein. George blieb und der heimatliche Frühling gab ihm zum Danke das Höchste, was er begehrte und dessen er bedurfte, um leben zu können: die erste Dichtung eigner Art. Auf einsamen Wanderungen am Schlosse Bellevue fand er Erhörung für seine quälenden Wünsche. Er dichtete dort die ersten der HYMNEN, die noch das besondere Tongepräge aus den Versuchen des Winters tragen, aber ganz aus dem Geist der deutschen Sprache geboren wurden und zugleich ein unerhörtes Neues aus seiner erwachten Seele unserem sprachlichen Erbgut zutrugen: einen Klang, dessen südliche Fülle unser Ohr bisher nur in romanischen Lauten vermutete, ein Schreiten, dessen strenge Getragenheit wir nur aus antiken und katholischen Hymnen

kannten, eine gebändigte Würde, die das leidenschaftliche Leben überherrschte und jedem Neugierblicke über das Kunstwerk hinaus unnahbar den Zugang verwehrte. Daß dies jetzt im ersten Reifejahr geschah, gehört zu den Geheimnissen des Georgischen Lebens, dessen geistige Gezeiten sich mit den Kreisen des Wachstums in unbedingter Einheit zusammenschließen. Nach langsamem herben Knospen war die Zeit der ersten Blüte gekommen, nach scheu bewahrter Haft der fast sprengenden Säfte war der unfindbare Anfang plötzlich da: kein Paulinischer Einbruch von außen, keine jähe Erleuchtung von oben, sondern ein begnadeter Aufbruch des Langerschauten, Keuschgetragenen, eine Weihe, deren Zeichen dem Geweihten die Geburt des Werkes war. Es war auch keine Goethische Entlastung von quälendem Erlebnis und seiner Sühnung in der Werkgestaltung, sondern eine Lösung aus reiner künstlerischer Not, die Gewährung einer neuen Dichtersprache, um das göttliche Sein der Dinge auszudrücken, eines Lobgesanges für die heilige Welt. Die griechischen Lobgesänge auf Götter und Helden waren seit zwei Jahrtausenden verhallt, die Erzeugung der katholischen auf Gott und die Heiligen vor fünfhundert Jahren erloschen und nur ihre matten Abwandlungen noch im Schwange, den protestantischen Choral hatte die Musik aufgesogen, Hölderlins Hymnen lagen unbekannt oder unverstanden in toten Schreinen oder Büchern — und was war Dichtung überhaupt dem Geschlecht der Deutschen um 1890! Und dennoch trotz aller Verhäßlichung der Menschen und ihrer Werke um diese Zeit: waren nicht Himmel und Erde täglich neu, Geschöpfe und Dinge nicht vom gleichen Lichte beseelt und bestrahlt wie vor tausend Tagen, war nicht das Wort unter den Schlacken des verwahrlosten Herdes in seinem innersten Glutkern vom gleichen Zauber zwischen Seele und Stoff wie ehemals in schönerer Zeit? Gewiß war dies so und wird immer sein. Aber es bedarf des göttlich aufgeschlossenen Auges um das Ursprüngliche zu sehen, es bedarf des göttlich begnadeten Mundes, um das Ursprüngliche zu sagen, es bedarf des göttlich gesegneten Menschen, um das Ursprüngliche sichtbar darzustellen und ein Volk ist tot, das ihn nicht mehr aus sich erzeugt. Mit der Geburt der neuen Dichtersprache begann George die Schöpfung einer neuen Menschenwelt: sie beginnt mit der Hymne, dem Lobgesang. Mit dem Lobgesang auf die gewährende Herrin des Gesanges selbst, die dem am heimatlichen Wasser auf die Erhörung Harrenden die Segnung bringt, mit dem Lobgesang auf den Dichter selbst, der inmitten des lockenden Jubels von Pflanze, Tier und Leib sinnversunken und sinnklar zugleich den sich sträubenden Griffel führt, mit dem Lobgesang auf das lösende Geleit der kindlichen Geliebten, auf den sommerlichen Gluttag der großen Stadt, der die brennende Glut des eignen Innern mit rettender

Schwäche lindert, auf den quälenden Zauber der einmal begegneten Schönen, auf das stille Festmahl mit dem Prunk geheimen Wissens und dunkler Erinnerungen, auf Licht und Tod, Strand und Meer, Garten und Bild. Das alles bricht wie langgestaute Wallungen auf, rauschend, klingend, farbig, in immer wechselnden Maßen und dennoch ist nirgends ein nacktes Geschehen weder des inneren noch des äußeren Lebens als solches gegeben, die äußeren Vorgänge wie die inneren Schwingungen sind ganz in die berauschenden Klänge und Bilder und Farben eingegangen, sind nur als Dichtwerk und Dichtwert erkennbar und wirkend. Was den Dichter vom Beginn der zweiten Jahrsieben bis zum Ende des dritten mit dämonischer Unruhe heimgesucht, ihn zu den unwahrscheinlichen Versuchen, sich eigene Sprachen zu schaffen oder in fremden zu dichten, getrieben hatte, der tiefe in der kindlichen Frühzeit quälend bewußte Drang nach einem dichterischen Ausdruck für seine innere Welt hatte in den HYMNEN seine Erfüllung gefunden: Der Genius hatte auf eine unerdenkbare Weise das Mittel gefunden, sein Wesen in lebendiger Sprache auszuwirken, er war deutsche Stimme geworden und es war von nun an eine Frage der Kraft seines Geistes, wie groß der Weltstoff sein würde, den er mit ihr durchdringen und wandeln könnte. Man mag in diesen Gedichten einen letzten Nachklang des Goetheschen Tones, eine Verwandtschaft mit den Romantikern aufspüren, man mag ihnen nachrechnen, daß sie den älteren Franzosen den fehlerlosen Bau des Verses und den strengen Aufbau der Strophe, den jüngeren vor allem die seelischen Abschattungen und musikalischen Tonstufen verdankten, unerklärlich bleibt neben allen Erbschaften und Ähnlichkeiten der geheimnisvolle Zauber der Neubeseelung unserer Sprache, die so noch niemals erfüllte Dichte und Gespanntheit des dichterischen Ausdrucks, die so zum erstenmal geschaffene Verbindung der Heiligung und Trunkenheit des Wortes. Ein anderes Gesetz ist dadurch in das Leben des deutschen Geistes gekommen: die Bändigung seiner leidenschaftlichen Bewegung zum festumgrenzten Bild, die Formwerdung seines glühenden Werdens und Strebens in der scharf umrissenen Gestalt. Noch ist diese Bändigung in den HYMNEN manchmal von übertriebener Härte in der Fügung der Worte, die Formgebung von jugendlich quälendem Ungestüm in der Reihung der Bilder und Klänge, aber der eigene Ton ist unverlierbar erobert, der Ort gewonnen, aus dem allein die Seele eines Volkes erneuert werden kann: das ursprüngliche Wort. Kaum hatte der Dichter seine Sprache gefunden, so erhob sich in ihm auch der Wille mit ihr zu wirken und zunächst die Umwelt auf dem eigensten Gebiete des Könnens, dem der Dichtung zu wandeln. Die tathafte Kraft erhob sich zugleich mit der dichterischen, sie auszuwirken bedurfte er der Gefährten und das gütige

Schicksal schenkte ihm im ersten, in Karl August, den treuesten und geeigneten Gehilfen seiner Pläne. Er entging so am Beginn dem Los der Einsamkeit unter den geistigen Deutschen, das die Besten in Entsagung oder Wahnsinn getrieben hatte, und fand Ohr und Mund des Menschen, ihn zu hören und zu verkünden. Wie ohne diesen ersten, ohne die wenigen, welche ihm folgten, Georges Geschick in Deutschland gewesen wäre, werden wir erzählen, wenn wir vom öffentlichen Echo seiner Werke sprechen.

Karl August Klein, im Jahre 1867 in Darmstadt geboren, hatte George in den Wandelgängen der Universität Berlin kennengelernt und sich dem Gleichaltrigen mit leidenschaftlicher Hingabe angeschlossen. Dieser seltsame Mensch war von der Natur mit einem starken männlichen Trieb und einer zarten fast überfeinen Seele bedacht worden, ein ungezähmtes Blut leuchtete in all seinen Regungen durch, das ihn nie zu einem ruhigen Gleichmaß seiner Kräfte kommen ließ. Ein Dämon im Guten wie im Bösen war er stets zum Äußersten geneigt, und der am Tage mit der betonten Absicht, die ruhigen Bürger zu entrüsten, in snobistischer Kleidung gepudert und geschminkt durch die Straßen der Hauptstadt ging, ritt auch in jäher Wallung auf ungesatteltem Pferde nackt in die nächtliche Landschaft hinaus. Er war unbekümmert um seine äußere Lage und leicht zu betrügen in allen Dingen des eigenen Vorteils, aber sachlich und von diplomatischer Klugheit in allen Angelegenheiten von geistigem Belang. Bei einem hohen Feingefühl und sorgfältiger Begründung seiner Urteile verraten doch seine Briefe eine geheime Selbstqual, einen Mangel an Vertrauen in sein eigenes Können und Urteilen. Dieses schwankend ungestüme und heftige Gemüt spürte in George zuerst die feste Hand, deren Führung er sich mit rückhaltloser Ergebenheit vertrauen konnte. Als dann sein ahnender mehr als wissender Geist in den Gedichten des Freundes ein neues höheres Leben spürte, wandelte sich trotz ihrer beider Jugend diese Ergebenheit in Ehrfurcht um: eine kurze Strophe aus dieser Zeit, die er nach der Lesung eines Georgeschen Gedichtes niederschrieb, drückt tiefe Erschütterung und unbedingten Glauben an den „königlichen Dichter" aus. Ihm geschah zum ersten Male, was von nun an allen geschah, die mit dem Dichter in Berührung kamen: sein Bestes und Edelstes wurde durch die Berührung ausgelöst und blieb als sein Bild, vom Dichter selbst durch Dank- und Preislied bestätigt und geformt, im Lichtkreis des neuen Lebens stehen. Welches auch die dunklen Läufte seines Daseins sein mochten, er bleibt „des ersten stürmejahrs gesell", er bleibt der Folger, der ohne nach eigenem Teil und Heil zu fragen, das ihm Gewiesene ganz und willig tat, der als er weniger tauglich schien und allzu schwere Last auf seine Schultern nahm, wortlos beiseite trat und noch die Selbstverbannung als gerechtes Urteil ehrte, er

bleibt das Bild der stummen Treue, die nicht Lohn noch Liebe fordert und unverrückten Glaubens ins Dunkel geht. Solang er dienen konnte, diente er dem Freunde mit ganzer Kraft und gab George bei seinem Handeln in die Umwelt die Möglichkeit, solang es ihm nötig schien im Hintergrund zu bleiben und nur in wichtigen Fällen einzugreifen. Sichere Verschwiegenheit, freudige Unterordnung und unbedingte Zuverlässigkeit zeichneten ihn in diesem Amte aus und da er mit den literarischen Gruppen der Hauptstadt schon bekannt geworden war, konnte er von ihrem Treiben um die Erforschung der Wahrheit und Natürlichkeit berichten. Er sandte dem Freunde noch zuweilen in der Nacht eine kurze Schilderung über das Tun und Gebaren dieser Leute und illustrierte mit grimmigem Hohn ihre Artung durch gleichläufige Stellen aus den vorgetragenen Werken der „Friedrichshagener" oder anderer „Verbrecherkeller".

Zwischen der neuen Dichtung und jeder Art von Literatur dieser Jahre lag eine unüberbrückbare Kluft. Um einen Ort und Mittelpunkt zu schaffen, der unberührt von dem öffentlichen Treiben war, beschloß George schon im März des Jahres 1890 die Begründung einer Zeitschrift, deren äußere Leitung Karl August übernehmen sollte. Doch war der Plan zur Ausführung noch nicht reif: zum Dichter mußten erst die gleichgesinnten Dichter treten. Wo aber waren sie in Deutschland, in dem kein Hauch der Sinnesart zu leben schien, die George forderte? Nur das tiefe Vertrauen seines Genius in die eigne Kraft und die Erlebnisse in Frankreich konnten ihn hoffen lassen, daß in einer tieferen Schicht des europäischen Gesamtlebens schon eine geistige Strömung gegen die Verödung, Erniedrigung oder Verwissenschaftlichung der Dichtung lebendig sei, deren Verkünder in Deutschland er selbst sein müsse. In dieser Hoffnung bestärkte ihn eine Reise, die er im Hochsommer nach Kopenhagen machte. Er wurde dort mit dem Dänen Stanislaus Rosznecki bekannt und hörte von ihm zum ersten Male von einer jungen idealistischen Richtung des Schrifttums in den skandinavischen Reichen, wie sie etwa der Däne Jacobsen und dessen schwächerer Nachfahr Johannes Jörgensen fördere. Dann lockte Frankreich von neuem: der Herbst führte ihn wieder nach Paris und erst als er im Winter nach Berlin zurückkehrte, ließ er die nun vollendeten HYMNEN in einer kleinen für seine Freunde bestimmten Auflage herstellen, ein schmales dünnes Heft, das sich auch in Druck und Ausstattung von allen Schriftwerken des öffentlichen Marktes unterschied. Es erschien im Dezember des Jahres 1890 in Berlin. Als Karl August das erste Heft in der Hand hielt, sagte er halb scherzhaft: „Dies wird einmal so epochal wie das Büchlein von der teutschen Poëterey."